

HEINRICH BEHNKE

Die deutsche Universität in der verwandelten Welt

Seit geraumer Zeit ist das Unbehagen über den derzeitigen Zustand der deutschen Universitäten bei Freund und Feind allgemein. Aber was an Kritik und Verbesserungsvorschlägen in großer Fülle angeboten wird, ist sehr widerspruchsvoll. Und was im letzten Jahrzehnt an Ergänzungen und »Verbesserungen« vorgenommen wurde – es ist wahrlich nicht wenig – ist in der Wirkung auf Qualität und Quantität der Absolventen der Universität nicht eindrucksvoll. Zahlreich sind die Lehrstühle, die gegründet wurden, noch erheblicher ist die Verstärkung des Mittelbaues. Die Türen der Universität sind weiter geöffnet durch die Schaffung mancher neuer Arten von Reifezeugnissen. Es kommen auch mehr Anfänger. Aber die Zahl der Schlußprüfungen nimmt, so weit mein Auge reicht, nicht wesentlich zu. Stark ab nimmt sogar die Zahl der Kandidaten für das höhere Lehramt in den Naturwissenschaften (vor allem der Mathematik).

Die Unzufriedenheit unter den Professoren und Studenten hat erschreckende Formen angenommen. Niemals habe ich im akademischen Bereich soviel Unzufriedenheit mit der staatlichen Betreuung erlebt wie heute. Dabei überschaue ich eine beträchtliche Zeitspanne, als Student die Zeit seit dem ersten Weltkrieg, als Dozent die Zeit seit der großen Inflation und als Professor die Zeit seit Beginn der goldenen Jahre der Weimarer Republik. In dieses halbe Jahrhundert ist manche Notzeit eingeschlossen, die auch in zerstörender Weise in unsere hohen Schulen eingriff. Doch nun sind wir schon lange auf einem mächtig ansteigenden Aste. Niemals (die glanzvollen Zeiten der Deutschen Universität im vorigen Jahrhundert eingeschlossen) haben die deutschen Länder in relativen Zahlen gemessen (und erst recht in absoluten) soviel für die Wissenschaft und die akademische Lehre und alles, was sonst noch die Universitäten betrifft, getan wie heute.

Kein Zweifel aber, die Empörung in den Fakultäten ist echt. Der Staat tut nicht genug für die Hochschulen. Man stelle sich einen solchen Vorwurf in der Zeit des braunen Sturmes vor, wo der Staat effektiv die Universitäten höchstens noch vegetieren ließ und von jedem noch

geduldeten Dozenten dauernd ein lebhaftes »Bravo« verlangte. Ein wie großer Anteil von Professuren ist zwischen 1933 und 1945 dauernd vakant gewesen und wie nahm jedermann das auf die leichte Schulter. Und heute? Man muß billig sein. Wenn Professuren länger vakant sind, so liegt es immer daran, daß die Berufenen besondere Bedingungen stellen, die nicht aus der hohlen Hand erfüllt werden können – seien es Bauwünsche oder Wünsche bezüglich der Vergrößerung des Personalbestandes. Und da häufig für ein und dieselbe Persönlichkeit mehrere Angebote vorliegen, wird eine Zeitlang abgewogen. Wo wird Besseres geboten? Hier liegen die wahren Gründe für die Verzögerungen bei den Berufungen. Und gar manches wird bewilligt.

Aber die Unzufriedenheit unter den Professoren wächst weiter. Die Forderungen nach Gründung neuer Professuren, nach Verstärkung des Mittelbaues, nach Errichtung und Erweiterung von Gebäuden nimmt erheblich zu. Dabei ist unbestreitbar richtig: Die Professoren sind in einem unvorstellbaren Maße überlastet. Arbeitszeiten von 70 bis 80 Stunden in der Woche sind die Regel. Nur ist der Anteil der Arbeitszeit, der für den allgemeinen Unterricht verwendet wird, dauernd gefallen. Las ein Professor der Mathematik vor 40 Jahren in der Regel 8 Stunden (ohne Seminare und Übungen zu zählen), so liest er im Durchschnitt jetzt nur noch 4 Stunden. Dabei muß berücksichtigt werden, daß der Stil der Vorlesungen ein anderer geworden ist. Früher blieb etwa eine Vorlesung 30 Jahre lang dieselbe. Heute wird sie von Mal zu Mal geändert (und schon nicht selten werden neueste Begriffsbildungen in Anfängervorlesungen übernommen). Die übrige freigeordnete Zeit wird zur Beschäftigung mit der Forschung benutzt. Allein die Orientierung über die neue Entwicklung kann einen Gelehrten voll beanspruchen – und er wird trotzdem nur einen schmalen Ausschnitt aus der Literatur kennenlernen. Wer aber selbst weiterarbeiten will, muß einen solchen Ausschnitt seiner Spezialgebiete verfolgen und daneben noch eine grobe Übersicht über die Entwicklung des ganzen Gebietes im Auge haben. Das alles nimmt unvergleichlich viel mehr Zeit in Anspruch als früher.

So ist es natürlich, daß die einzelnen Universitätsinstitute weit mehr als früher Max-Planck-Instituten ähneln. Die Universitäten bauen und bauen, aber der Platz für die Studenten im eigentlichen Sinne – nicht die Forschungsaspiranten gezählt – wächst nicht entsprechend. Die Gründung neuer Lehrstühle führt nicht selten in einer beschränk-

ten, aber nicht übersehbaren Zeit zu einer Zwangslage, durch die der für die Studenten verfügbare Raum noch verkleinert wird. Aber wer regt sich schon darüber auf? Etwa die Fakultät, die nur die Interessen des neuen Kollegen sieht? Oder der AStA, der dafür gar keinen Sinn hat? Der einzelne Student aber muß diese Platznot hinnehmen und sich einrichten. Für ihn gibt es die schwerer wiegende Sorge: Was wird der neue Professor Zusätzliches verlangen? Wird mein Studium dadurch weiter verlängert?

In der Öffentlichkeit wird als Hauptübel der Universität immer hingestellt, daß sie dem Andrang der Studenten nicht gewachsen ist. Aber um 1930 war der Andrang zum Studium relativ zu den vorhandenen Arbeits- und Lebensplätzen in weiten Teilen der Universität nicht minder groß. Einen solchen Andrang, wie er um 1930 an Regentagen in den langgezogenen, winkelligen Korridoren des Hauptgebäudekomplexes der Universität Münster herrschte, habe ich nie wieder erlebt. Der Andrang zu der damaligen kleinen Mensa im Kellergeschoß des alten Jesuitenbaues war gewiß relativ nicht minder als heute in den großzügigen Anlagen der neuen Mensa. Stipendien und Gebührenerlaß waren seltener und schwerer zu erringen. Der Gebührenerlaß kam dadurch zustande, daß die entsprechenden Beträge den Professoren von ihrem Kolleggeld abgezogen wurden. So ließen die Professoren durchwegs eindeutig Ungeeignete bei den für diesen Erlaß erforderlichen Semestralprüfungen nicht bestehen.

An die große Not der Studenten in den Krisenjahren 1930/32 erinnert sich kaum mehr jemand. Da blieb vielfach nichts anderes übrig als schwarz zu hören. Wohl dem Professor, der stolz darauf war, mehr »Schwarz-« als »Weißhörer« zu haben. (In den Jahren des braunen Sturmes hörte das auf. Die Hörsaalgebäude wurden durchgekämmt, um die Schwarzhörere abzufassen und so »künstlich« die Studentenzahlen zu steigern. Es gab ja keine Studenten mehr.) In den Krisenjahren hungerten die Studenten im buchstäblichen Sinne, und Ordensschwester brachten für ihre hungernden Kommilitonen Lebensmittel mit. Und viele Hilfe wurde von Altakademikern geleistet.

Heute beantragt kaum mehr jemand Gebührenerlaß. »Der Vorteil lohnt nicht die Mühe.« Das Stipendienwesen aber ist groß ausgebaut. Die große Förderung nach dem Honnefer Modell bekommen viele Studenten. Ein einziges Mal während des Studiums ist der Student deshalb zu prüfen, im allgemeinen nach dem 3. Semester. Da soll von einem Professor seiner Wahl die Sinnhaftigkeit des Studiums festge-

stellt werden. Befriedigende Leistungen genügen. Aber auch diese geringe Forderung ist schon in mannigfacher Weise ausgehöhlt. Statt den allgemeinen Leistungsstand nach dem 3. Semester feststellen zu lassen, wird immer mehr von den Studenten durchgesetzt, daß nur der Stoff einer einzigen Vorlesung kurz geprüft wird. Lehnt dies ein Professor ab, so muß er gegenwärtig sein, vom Referenten des AStA belehrt zu werden, daß er mehr und anderes nicht verlangen kann. Und schon hört man den Ruf: »Es ist eine Benachteiligung der Studenten aus minderbemittelten Familien, daß die Gewährung von Stipendien überhaupt von Prüfungen abhängt.« Das Reifezeugnis, diese in Hinsicht auf die vielen neuen Schultypen nicht mehr definierbare Bescheinigung »der« Studierfähigkeit, müsse fernerhin als Berechtigungsausweis neben dem Nachweis der wirtschaftlichen Beengung (Not wird man im allgemeinen wirklich nicht mehr sagen können) für das große Stipendium genügen.

De facto scheinen mir die bisher gepflegten Zwischenprüfungen ein großer Vorteil für die Betroffenen zu sein. Es gibt auch viele Studenten, die sich dessen bewußt sind. Leistungsstarke werden so früh erkannt, Leistungsschwache vor einer möglichen Katastrophe am Ende des Studiums zeitig gewarnt. Und sie alle werden sachgemäß beurteilt. Selbstverständlich wäre es sinnvoll, alle Studenten zu solchen Zwischenprüfungen zu zwingen. In vielen Fächern wird es auch gemacht. Nur fehlt es meistens an der notwendigen anschließenden persönlichen Beratung, die heute viel wichtiger geworden ist, als sie früher war. Trotzdem finden Besprechungen zwischen Dozenten und Studenten vielfach nur zwischen Tür und Angel statt. So wird das Leben an der Universität, die doch die jungen Menschen zu Persönlichkeiten erziehen sollte, immer mehr entpersönlicht. Aber die Unzufriedenheit der Studenten bezieht sich zumindest nicht bewußt auf diese Wandlung, sondern sie wendet sich vor allem gegen die »mangelnde« Betreuung durch den Staat. Man denkt an Stipendien, die Mensa, die Studentenwohnhäuser, die heute so zahlreich gebaut sind und so viel Bequemlichkeit haben, die früher wahrlich keiner für möglich hielt. Man denkt an bessere Parkplätze für Autos, denn in der Nähe der Auditoriengebäude sind zu den wichtigen Vorlesungsstunden keine Plätze zu bekommen, besondere Omnibusverbindungen usw.

Das Organ, in dem alle Unzufriedenheit zusammengefaßt wird, ist die Monatsschrift des örtlichen AStA oder seiner Beauftragten. An den

verschiedenen Universitäten haben solche Blätter ein verschiedenes Gesicht und ein unterschiedliches Niveau. Sie sind radikaler oder friedlicher, sauberer oder schmieriger. Aber sie sind sich ungefähr einig in ihren sozialen Forderungen und völlig einig in ihrer Unzufriedenheit mit der staatlichen Fürsorge und der zu geringen studentischen Vertretung in den akademischen Körperschaften. Die Vertretung in Senat und Fakultät scheint dem AStA das wichtigste Anliegen zu sein. Nun ist der AStA nicht etwas Analoges zum Parlament eines Landes, und man kann ihm unmöglich Souveränitätsrechte zuerkennen. Die Studentenschaft lebt mit oder ohne Stipendien zum erheblichen Teil auf Kosten des Staates und der Steuerzahler. Die Studenten haben dafür einen öffentlichen Auftrag zu erfüllen, nämlich erfolgreich zu studieren. Zu diesem Zweck ist der AStA nicht notwendig. Die Mehrzahl der Studenten empfindet ihn auch als überflüssig, als etwas, das keine Legitimation hat. So haben trotz aller Werbung in Münster in den letzten beiden Jahren nur 30 % der Studenten gewählt. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät waren es 1966 nur noch 18 %, und es gab nur zwei Kandidaten für vier Sitze. Das ist eine eklatante Mißtrauenserklärung gegenüber dieser Einrichtung, die man auch in den Vorlesungen spüren kann, wenn man etwa anzusagen hat, daß wegen der Wahlversammlung die Vorlesung ausfallen muß. Die Demokratie in der Studentenschaft in Miniatur nachmachen zu wollen, hat sich als absurd erwiesen. So wie die Einrichtung jetzt ist, ist sie der Verachtung der überwiegenden Mehrzahl der potentiellen Wähler preisgegeben. Dabei ist nicht zu bestreiten, daß mancher sozial empfindende Studentenvertreter sich für seine Kommilitonen aufgeopfert hat. Aber diesen jungen Menschen fehlt noch der Blick für das Wesentliche, und sie verfallen zu leicht dem Machtrausch als Mitglied des Verwaltungsrates kapitalkräftiger Unternehmungen mit vielen Angestellten oder bei der Mitentscheidung über die Verteilung der Stipendien. Wieviel schlimmer kann das noch werden, wenn sie in den Senat und die Fakultäten einziehen. Es dient nicht der Sache und ist für die geistige und charakterliche Entwicklung der Gewählten höchst gefährlich.

Die ureigenen Interessen der Studenten werden in diesem pseudo-parlamentarischen Leben kaum erwähnt. Daß in der verwandelten Welt neue besondere Einrichtungen für die Studenten getroffen werden müssen, scheint niemandes Anliegen zu sein. Da ist zunächst das völlig neu gestellte Problem der Anfänger. Wer ein Reifezeugnis

erworben hat, der muß auch mit Erfolg die Anfängervorlesungen besuchen können, ist die klassische deutsche Vorstellung vom Abiturientenexamen. De facto ist dies durchaus nicht mehr der Fall, selbst nicht mit einem befriedigenden Prädikat in dem Fache, das man studieren will. Ein besonders augenfälliges Beispiel bietet dafür die Mathematik. Wer vom neusprachlichen Gymnasium kommt, kann bei noch so großem Fleiß nicht mehr damit rechnen, daß er ohne besondere zeitraubende Vorbereitung in der Anfängervorlesung mitkommt. (Das gilt erst recht für die Absolventen der vielen Sonderformen von Gymnasien, wie etwa dem Abendgymnasium, dem sozialwissenschaftlichen Zug usw.) Dafür fehlen ihm die Übung in abstraktem Denken und mancherlei technische Voraussetzungen. Man kann von der Universität auch nicht erwarten, daß die Anfängervorlesungen so eingerichtet werden, daß diese Absolventen den Anschluß finden. Das würde nämlich eine Verlängerung des Studiums und ein Brachlegen der Arbeitskraft der guten Absolventen der beiden anderen Hauptformen von Gymnasien bedeuten.

Weitere Beispiele in abgeschwächter Form gibt es vielfach, etwa für die lateinlosen oder lateinarmen Abiturienten (kleines Latinum!) in den philosophischen Fakultäten.

Aber es gibt auch Beispiele, die, sozial gesehen, noch mehr Härte in sich schließen. Da sind die Studenten, die eineinhalb Jahre Wehrdienst abgeleistet haben. Die beginnen ihr Studium stets zum ungeeigneten Termin und müssen zum Lohn für ihren vaterländischen Dienst noch ein weiteres halbes Jahr warten, bis sie ihr Studium beginnen können. Wer kommt schon auf den Gedanken, daß für sie etwas getan werden müßte! Der AStA bestimmt nicht. Und wieder muß ein alter Mann den Kopf schütteln. Es gab eine Zeit, in der der Militärdienst jede Lücke im Studium und Examen zudeckte. Wer da auch nur leise knurrte, war Defaitist.

Die Öffentlichkeit und insbesondere die Parlamente fordern eine Konzentration des Studiums und eine Verkürzung der effektiven Studiendauer für viele Fächer. Die billig angepriesenen Hausmitteln »Entrümpelung« und »Straffung« der Vorlesungen genügen dazu vielfach nicht. Das Beispiel der Mathematik zeigt, daß sie sogar sinnlos sein und völlig an den spezifischen Schwierigkeiten des akademischen Unterrichtes vorbeigehen können. Wohl aber gibt es andere Hilfen. Wiederholungs- und Ergänzungskurse in den Ferien, bessere Abstimmungen der Unterrichtsveranstaltungen untereinander, was

aus inneren und äußeren Gründen ungemein schwierig sein kann, Beratungen und Sonderkurse als Vorbereitung für die Prüfungen, ein besserer Kontakt mit den Professoren und ihren Mitarbeitern.

Es gibt und es gab niemanden von Gewicht an der Universität, dessen primäre Aufgabe es ist, sich um diese mannigfachen Fragen zum Wohle der Studenten zu bemühen. Es gibt Fakultäten, in denen diese Aufgabe so kompliziert ist, daß ein einzelnes Mitglied nicht die vielen zugehörigen Teilfragen übersehen kann. Da sind die Sorgen um die Anfänger sowie die Sorgen um die planmäßige Durchführbarkeit des Studiums überhaupt. Dies ist in manchen Fakultäten eine äußerst delikate Angelegenheit, weil wegen der Möglichkeit für die Lehramtskandidaten, zwei beliebige Studienfächer zu kombinieren, schon eine Aufgabe gestellt ist, die stundenplantechnisch in sich Widersprüche enthalten muß. Dazu kommen die Kombinationen mit Fächern anderer Fakultäten. Es tritt die Ausbildung der Realschullehrer mit gleich vielen Möglichkeiten hinzu, weiter die Ausbildung der Diplomanden, der Doktoranden. Insgesamt stellt das in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten eine kaum übersehbare Fülle von Möglichkeiten dar. In den philosophischen Fakultäten wird es ähnlich sein. Es gibt keine technische Möglichkeit, alles sinnvoll zu koordinieren, und gäbe es sie, so fehlte die Autorität, um sie durchzusetzen. Wohl aber gibt es zahlreiche Möglichkeiten, Verbesserungen für die Studenten zu schaffen. Aber wer soll das durchsetzen? Die Fakultäten, die schon genügend andere Aufgaben haben und in ihren Beschlüssen so schwerfällig sind? Oder einzelne Professoren, denen die Fakultät die Aufgaben delegiert? Das geht auch nicht. Ein Professor, der sich zuviel mit Lehraufgaben abgibt und gar noch in den Unterricht der anderen hineinreden soll, wertet sein Ansehen sofort ab. Lehraufgaben sind in der Fakultät sekundär, und außerdem will jeder im Schutz der akademischen Freiheit sein eigenes Werk zuschneiden. Da muß der Unterricht dann hineinpassen. Nur der Professor ist schlecht beraten, der sich von vornherein so auf die spezielle Forschung ausrichtet, daß fast keine Studenten zu ihm kommen. Zu ihm kommen auch bald die guten Studenten nicht mehr, und er sitzt da wie ein Museumsdirektor. Dem Ansehen in der Fakultät tut das jedoch keinen Abbruch.

Nichts anderes hilft als die Schaffung eines neuen Gremiums, des Rates der Studienanwälte. Darunter stelle ich mir in der Praxis bewährte ältere Herren vor. Ihr Präsident (mit einer Stellung analog der Stellung des dean of students in USA) ist hauptsächlich tätig und

der Gesprächspartner eines Dekans. Das Gremium auf der Höhe der Fakultät vertritt in Zwiesprache mit den Professoren die Interessen der Studenten und der Berufe, zu denen das Studium führen soll. Damit dieser Rat der Studienanwälte nicht von vornherein mittels »wissenschaftlicher Autorität« in die Ecke gedrängt wird, muß er einen Auftrag des Ministers haben. Jeder Studienanwalt hat das Recht, in jeder Unterrichtsveranstaltung und jeder Prüfung passiv anwesend zu sein. Er hat Sprechstunden für Studenten und informiert sich so über die Wirksamkeit und das Klima aller Unterrichtsveranstaltungen. Keinem Professor fällt ein Stein aus der Krone, wenn er in Unterhaltungen mit den Studienanwälten über die Art seines Unterrichtes und seiner Prüfungen sprechen muß. Man kann unmöglich aus einer Wissenschaft ableiten wollen, was man einem Studenten im akademischen Unterricht und in der Prüfung abverlangen kann. Zur Festlegung solcher Anforderungen gehören nicht nur wissenschaftliche Einsichten. Man beweise doch einmal aus den Axiomen des *Euklid* Aussagen etwa über die Anforderungen in der Geometrie an einen Kandidaten! Genauso unsinnig, wie dies in der Mathematik ist, muß es in allen Fächern (außer der Pädagogik) sein. Anforderungen an die Studenten können nicht nur auf wissenschaftliche Einsichten gegründet sein. Hinzu kommen muß eine Übersicht über das Wissen, das ein Abiturient (mit guten Zeugnissen) normalerweise mitbringt. Man muß wissen, was im späteren Berufsleben des Studenten erforderlich ist, man muß einen Überblick über das haben, was ein Student insgesamt in der vorgeschriebenen Zeit normalerweise erlernen kann (die vernünftige Studienbelastung), und die Gesamtheit der Anforderungen, die an den Studenten effektiv gestellt werden, übersehen. Das letztere ist für den einzelnen Professor am schwersten zu überblicken. Was in den anderen Fächern effektiv als Belastung auftritt, weiß er nur gänzlich unverbundlich. Auch wenig pflegt er darüber orientiert zu sein, wie sich seine Schüler im Berufsleben bewähren, es sei denn, es handle sich um Dozenten. Schon deshalb müßten laufend Gespräche zwischen den Professoren und den Studienanwälten selbstverständlich sein. (Wie gerne unterhalte ich mich mit dem akademischen Berufsberater, der mir meine Versager abnimmt. Und welche Freude war es, als im letzten Jahre, nach der Einführung von Studienräten im Hochschuldienst für die Anfängerübungen, der Berufsberater sich voller Erstaunen bei mir erkundigte, wo dieses Jahr die in meinem Fach üblichen vielen Versager blieben.)

Die Schwierigkeiten des akademischen Unterrichts lassen sich meistens nicht durch einfache organisatorische Maßnahmen beheben. Die Anforderungen sind in sich widerspruchsvolle, und diese Widersprüche sind teilweise unauflösbar. Dafür ist besonders charakteristisch das Verhältnis zwischen Mathematik und Physik. Die Koordinierung ist hier besser und dort schlechter, aber im Grunde nirgends recht befriedigend. Klagen über mangelnde Abstimmung hört man in Frankreich und den Vereinigten Staaten mit ihren ganz anderen Unterrichtssystemen genau so wie hier. Weder kann man etwa von den Professoren der Mathematik verlangen, daß sie im Stile von 1930 unterrichten – gerade die Grundlagen haben sich stark gewandelt – noch die Professoren der Physik verpflichten, die moderne Mathematik zu erlernen, bevor sie sich im Unterricht mathematischer Begriffe bedienen. Aber eine starke Persönlichkeit aus dem Unterrichtswesen könnte erfolgreich Mittlerdienste leisten.

Es ist allzu bekannt, daß die Ausbildung – vornehmlich in den philosophischen und erst recht den naturwissenschaftlichen Fakultäten – in Not ist. Die mittlere Studiendauer ist unerträglich lang geworden. Ich bezweifle es entschieden, daß daran die Überfüllung schuld ist (die es in gewissen Fächern mit besonders langer Studiendauer im Augenblick gar nicht mehr gibt, z. B. Chemie). Eine genaue Kenntnis der inhaltlichen Examensbestimmungen – wenn überhaupt vorhanden – nützt nicht viel, um die Anforderungen festzulegen. Der Geist läßt sich nicht einfangen. Was soll etwa heißen: »Kenntnis der Grundlagen der Geometrie«? Von der Ebene des Schülers bis zur Ebene des produktiven Fachmannes dieses Spezialgebietes gibt es die verschiedensten Höhenschichten. Die sind mit Bestimmungen nicht einzufangen. Und so muß es im Grunde in jeder Wissenschaft sein. Unerträglich sind die Diktatoren, die Prüfungsanforderungen unwiderruflich in ihrer Art interpretieren (»Ich verlange dieses und jenes«), und ebenso unerträglich sind die Bürokraten, die alles aus den armseligen, im Grunde nichtssagenden Bestimmungen der Prüfungsordnung ablesen wollen und niemals eine eigene Stellungnahme abgeben.

Es geht um das Wohl der Studenten und der Menschen, die ihnen einmal anvertraut werden sollen. Da muß uns der Rat von Studienanwälten willkommen sein. Ob daneben noch ein AStA existiert, ist gänzlich gleichgültig. Der Student als Bürger hat Stimmrecht wie jeder andere Bürger, aber er kann nicht da, wo die Allgemeinheit große Opfer für ihn bringt, noch etwas besonderes zu sagen haben wollen.

Er ist der Lehrling in der weiten Welt der Wissenschaften. Ist er besonders begabt und zielstrebig, so setzt er sich schnell durch und wird früh mit erworbenem Rang Juniorpartner in der akademischen Welt. (Die Mathematik und die theoretische Physik sind z. B. Wissenschaften, in denen von jeher junge Leute es schon zu hohem Ansehen gebracht haben.) Die zahlreichen Habilitationen und die vielen neuen Stellen für junge Dozenten zeugen von der Möglichkeit raschen Aufstieges. Ich vermag auch nicht die Klagen über die Abhängigkeit von den Habilitationsvätern einzusehen. Schließlich gibt es zahlreiche deutsche Universitäten und für die einzelnen Fächer an den Hochschulen durchwegs mehrere sachverständige Professoren. Sie alle suchen Assistenten und Habilitanden. Jedem dient es zur Ehre, möglichst viele später erfolgreiche Dozenten in ihre Laufbahn eingeführt zu haben. Das gegenwärtige Weglocken von Habilitanden hat einen erheblichen Umfang angenommen. Hier sollte man keine Gespensterjagd aufziehen, als würden unkontrollierte Mächte der Jugend den Weg auf die Katheder versperren.

Etwas anderes ist es mit der Vorbildung eines zukünftigen Professors. Er wird viele Entscheidungen zu treffen haben, die für die Betroffenen von großer Bedeutung sind. Es geht um die Beratungen der Studenten, die Zwischenprüfungen, die Aufnahme in die Seminare, die Beurteilung von Seminarleistungen und schließlich die großen Schlußprüfungen. Die Art der Beurteilung beeinflusst die Studienlänge und die Erfolgsquote unter den Studenten. Diese Beurteilungen können wiederum nicht nur aus wissenschaftlichen Erkenntnissen abgeleitet werden. Aus deren Beherrschung folgt keineswegs allein die Urteilsfähigkeit des Professors. Sie beruht offenbar noch auf ganz anderen Faktoren. Es ist bekannt, daß Prüfer, die denselben Kandidaten im selben Stoff prüfen, zu ganz verschiedenen Urteilen kommen können. Der eine Prüfer versteht es, den Kandidaten zu Höchstleistungen anzustacheln, der andere verwirrt den Kandidaten durch ironisches oder mürrisches Verhalten oder vielfache Unterbrechungen, der dritte Prüfer ist hilflos, weil er von einem einmal gewählten Fragenkomplex nicht loskommt, während der Kandidat bei elastischerem Vorgehen vielleicht sogar brillierte. Prüfen muß gelernt sein und setzt neben der Fähigkeit, schnell umdenken zu können (der Kandidat könnte ja bei jemandem ganz anders gehört haben oder andere Literatur benutzt haben), überdies mehrere menschliche Qualitäten voraus, wie etwa Kontaktfähigkeit. Wir leben nicht mehr in der Aufklärungszeit, wo

man glaubte, daß genügend viel Wissen genügt, um lehren und prüfen zu können.

So bin ich der Meinung, daß der zukünftige Professor als Assistent oder junger Dozent in alle seine späteren Pflichten eingeführt werden muß. Darauf werden die Fakultäten ganz selbstverständlich sehen, wenn es erst die Studienanwälte gibt. Dann läßt man auch den guten Fachmann an ein Forschungsinstitut gehen, wenn er keinen Sinn für seine Lehrverpflichtungen hat. Vielleicht bemüht er sich dann doch eines Tages zu zeigen, daß er die Lehrverpflichtungen auch erfüllen kann. Denn Forschung ohne Lehre und ohne Heranziehung jungen Nachwuchses wird nach einigen Jahren des Rausches auch vielen erfolgreichen Forschern als etwas Verkümmertes erscheinen.

Die deutsche Universität kann aber nur ihren alten Glanz wiedergewinnen, wenn die großen Vorlesungen wieder ihre Perlen sind, Vorlesungen, die von anerkannten Gelehrten gehalten werden und deren Besuch auf natürliche Weise konstant ist, weil sie es sind, die die Aura academica verbreiten. Mit diesen Vorlesungen ist in den letzten Jahrzehnten Schindluder getrieben worden. Sie sind zu Vorlesungen degradiert, die nur groß waren, weil sie so viele »Beleger« aufwiesen. Oder es waren Vorlesungen, die zu Sensationen entarteten und mit Lautsprechern in weitere Hörsäle übertragen wurden. Immer mehr der bekannten Professoren wichen aus und kündigten nur noch Spezialvorlesungen an. Bei solchen Zuständen kann man nur das Haupt verhüllen. Diese Degeneration der großen Vorlesungen ist mit etwas Geistesgegenwart und Organisationsgeschick zu vermeiden. »Belegen« sollte es überhaupt nicht mehr geben, weil es sich nach Aufhebung der Testate nur noch um einen kassentechnischen Vorgang handelt. Niemand brauchte für ein Examen eine bestimmte Vorlesung zu belegen – schon gar nicht, wenn er nicht will, bei seinem späteren Prüfer.

Übungen und Seminare aber dürften nur in kleinen Gruppen veranstaltet werden, und in der Tat setzt sich dies mit Hilfe einer starken Erweiterung der Zahl der Mitarbeiter an einem Lehrstuhl durch. Es fragt sich nur, wer diese Mitarbeiter sein sollen. Im allgemeinen wird hier zunächst an den akademischen Nachwuchs gedacht, an junge Doktoren, die sich durch Begabung und Leistung ausgezeichnet haben und zweifellos vor allem das vorwärts drängende Element in der wissenschaftlichen Entwicklung bilden. Ihrer Förderung pflegen sich die Professoren zuerst anzunehmen. So geben sie ihnen diese Stellen als Leiter von Übungsgruppen. Weiter denkt man meistens an Hilfs-

kräfte, die sich ebenso ausgezeichnet haben, aber noch vor wichtigen Prüfungen stehen.

Aber diese jungen, weit überdurchschnittlich begabten Menschen haben nicht darauf geachtet, wie sie etwas erlernt haben. Sie haben gut und teilweise sogar brillant gekonnt, was man von ihnen im Studium erwartete. Der Durchschnitt der Studenten hat aber Schwierigkeiten, die sie nicht sehen. Die Assistenten neigen so dazu, mit Anfängern ungeduldig zu werden. Schließlich wird mindestens ihre eigene nahe Zukunft nicht an ihren Lehr-Erfolgen gemessen. Sie wissen sehr wohl, daß die Formel: »Er ist aber auch ein guter Lehrer« im akademischen Leben eine persönliche Abwertung enthalten kann. So ist für sie in natürlicher Weise die Forschung alles. Deshalb sollten in den Anfängerübungen der schulnahen Fächer Studienräte eingesetzt werden. Sie kennen die Schwierigkeiten des Lernenden und wissen, wie man sie überwindet. Das gehört zu ihrem Beruf. Sie vermögen auf Grund ihrer pädagogischen Ausbildung in Kontakt mit den jungen Studenten zu kommen. Ganz selbstverständlich ist es ihr Anliegen, sich aller Nöte der Studenten anzunehmen und danach zu trachten, sie zu überwinden. So sind sie die idealen Mittler zwischen den Professoren und den Anfängern. Und es ist ein Unglück, daß an der Universität diese pädagogische Tätigkeit so wenig geschätzt wird, als handle es sich nicht um einen Beruf, der auch mühselig erlernt sein will.

Nun braucht man gewiß nicht zu fürchten, daß durch die Hilfe der Studienräte an der Universität diese zur Schule wird. Die *Aura academica* wird dadurch nicht eingeschränkt, und kein Student, dem alles nur so zufliegt, braucht die Übungen mitzumachen. Brilliert er in den Zwischenprüfungen, so ist für ihn ja alles abgemacht, und er bekommt schnell eine bevorzugte Stellung. Die wirtschaftliche Vernachlässigung des akademischen Nachwuchses in engeren Sinne gehört lange der Vergangenheit an.

Zur Zeit ist nur die Furcht berechtigt, daß die sich schnell ausdehnende Forschung einen immer größeren Teil der Energie der Lehrkräfte aller Kategorien an den Hochschulen beansprucht. Man kann das ungewöhnlich starke Anwachsen der Erkenntnisse ja leicht an der neuen Literatur, insbesondere an den Referatenblättern, feststellen. In der Forschung gibt es immer größere Wettrennen. Jedes neue wesentliche Resultat wird schnell von anderen aufgegriffen und in seinen Konsequenzen verfolgt. Die so hervorgerufene Unrast kann die akademische Atmosphäre verderben. »Forschung« allein ist zu wenig. Selbst

»Forschung und Lehre« genügen nicht, um die Pflichten der deutschen Universitäten zu umreißen. Vor der Verengung des Blickes, dem Spezialistentum, ist vielfach gewarnt. Doch die größere Gefahr ist, daß in der deutschen Universität im Drange der Forschung und im Gedränge aller Professoren, Assistenten und Studenten die Stimme des Menschen verlorenght. Diese Gefahr ist größer als alle anderen, und die Substanz, die von ihr bedroht wird, wiegt mehr.